

(Nachdruck verboten.)

24)

## Flammen.

Roman von Wilhelm Geiger.

Einen Augenblick war Grabaus nahe daran, hell aufzulachen. Nachdem sie dann aber einige Schritte weiter gegangen waren, fragte er vorsichtig:

„Ist das denn etwas so Schlimmes, gnädige Frau?“

„Sie wissen das? Hat er mit Ihnen auch darüber gesprochen?“

„Mit keinem Wort. Ich weiß auch nichts. Aber — um ehrlich zu sein — ich ahne doch etwas.“

Doch Marie Luise schüttelte den Kopf.

„Er hat mir geschrieben, daß er diese Schauspielerin heiraten will. Das ahnen Sie wohl nicht.“

Da blieb Grabaus vor Erstaunen stehen und sagte nur: „Heiraten? — Heiraten? — Der Junge macht wohl Spaß?“

„Lesen Sie den Brief, dann werden Sie sehen, wie ernst er's meint.“

Sobald sie nach Haus gekommen waren, gab Marie Luise ihm den Brief. Da der Major im Schlafzimmer vom Arzt massiert wurde, ging sie zu ihm, so daß Grabaus allein blieb.

Es war ein langer, sehr langer Brief. Eine förmliche Widmung war dieser Brief, doch mitten drin stand wie eine Blume, die man nicht sieht, deren Duft aber alles beherrscht, das Geständnis seiner Liebe. Es war das Geständnis eines Menschen, dem ein innerer Sturm die Seele bis in die letzten Tiefen aufgerührt hat, den ein jubelndes Glück erfüllt, auf dem aber auch ein ungeheures Verantwortungsgefühl lastet. Ein wahrhaftiger, ernster, reiner, aber auch ein gänzlich ratloser Mensch sprach daraus. Von Schwester und Schwager, von seinen Eindringen der letzten Jahre, von seiner Zukunft, von Nietzsche, Emerson, Carlyle, Hebel, Grabaus handelte der Brief und handelte in Grund doch einzig und allein von dieser Liebe.

Nachdem Grabaus ihn gelesen hatte, war sein erster Eindruck der eines unermesslichen Staumens. Da waren sie die letzten Wochen fast Tag für Tag zusammen gewesen, hatten alles ausgetauscht, was sie bewegte — und doch, was wußte einer vom anderen? So gut wie nichts.

Als Marie Luise zurückkam, sagte Grabaus:

„Das ist der Brief eines jungen Menschen, gnädige Frau. Aber eines Menschen, auf den ich als Schwester stolz sein würde.“

„Aber was soll daraus werden? Das ist doch eine unmögliche Geschichte.“

„Das wird er mit der Zeit schon selbst einsehen. Und das, meine ich, ist das beste Zeichen, daß diese Leidenschaft das Vertrauen zu Ihnen nicht erschüttert hat. Legt er nicht die Entscheidung in Ihre Hände? Schreibt er nicht: „Ich werde nur tun, was Du für recht hältst?“

„Aber ich fürchte, wenn ich ihm nun mit kühlen Verstandesgründen komme — wie ich doch gar nicht anders kann — dann wird er nicht auf mich hören.“

„Soll ich mit ihm sprechen, gnädige Frau?“

„Ich glaube, das wäre vielleicht noch besser, als wenn ich ihm schreibe.“

Grabaus versank in Nachdenken und sagte dann plötzlich:

„Nein, gnädige Frau, ich weiß noch einen besseren Weg.“

„Wieso?“

„Mit ihr will ich sprechen. Mit Fräulein — nun mit der Schauspielerin.“

„Kennen Sie sie denn?“

„So einigermaßen wenigstens.“

„Ist das die Dame, die mit ihm auf dem Reichstagsfest tanzte?“

Grabaus nickte.

„Schönheitsjinn hat der Bengel ja,“ meinte Marie Luise mit flüchtigem Lächeln. „Aber was versprechen Sie sich von einer solchen Unterredung?“

„Nun, sie — sie kann am besten, und im Grunde nur sie kann ihm beibringen, daß heiraten nach Lage der Dinge einfach Nonsens, eine kindliche Phantasie ist. Sie kann ihm beibringen, daß diese Liebe ein Glück der Jugend, aber nicht eine Verbindung fürs ganze Leben ist.“

„Wird sie das aber auch tun?“

„Ich glaube schon. Denn ich glaube, daß sie ein Mensch ist, der's wirklich gut meint. Und schließlich, mit etwas gesundem Verstand muß sie sich sagen, daß eine solche Verbindung auch für sie ein Unglück wäre.“

„Aber wäre es vielleicht nicht doch besser, Sie sprächen auch mit Wolf?“

„Ich glaube nicht.“

„Warum nicht?“

„Warum —?“

Er ließ den Blick von Marie Luise, die ihn erwartungsvoll ansah, abgleiten und starrte mit halbgeschlossenen Augen auf das Fenster, an dessen dunstbeschlagenen Scheiben kleine Tröpfchen sich bildeten und eilig herunterriesen.

„Menschen, die lieben — wirklich lieben, gnädige Frau — die gleichen Fässern mit Sprengstoff drin. Weh dem, der dran stößt! Wenn ich eine Frau liebte, und es käme mein bester Freund oder meine Schwester oder meine Mutter und wollte gegen diese Frau ein — ach, nicht mal ein schlechtes, nur ein zweifelhaftes Wort sagen, wagte nur daran zu tippen: dann wäre es aus mit meiner Freundschaft. Ich kenne mich dann einfach selbst nicht mehr.“

„So blind macht Liebe?“

„So leicht verwundbar macht sie.“

Er hatte auf der Scheibe zwei Tropfen gesehen, die eilig niederflossen und sich einander zu nähern schienen. Und mit einer Gewalt ohnegleichen schoß ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf: wenn diese beide Tropfen ineinanderfließen, dann wirst auch du dich einst mit ihr verbinden. Mit einer Angst, einem Herzklappen, als wenn sein Leben daran hinge, verfolgte er den Lauf der Tropfen und sagte gleichgültig wie im Traum:

„Wenn Sie liebten, würde es Ihnen nicht auch so gehen?“

„Ich habe solche Liebe nie gekannt und —“

„Sie haben solche Liebe nie gekannt und —“

Die Stimme brach ihm ab. Die Tropfen hatten sich berührt, doch floß im selben Augenblick jeder schon wieder den eigenen Weg.

„— nie gewünscht? Nie gewünscht? Und wenn sie doch käme? Wenn plötzlich — über Nacht — sie da wäre?“

Mit stockendem Atem sah er sie an, die mit gerunzelter und leise zitternder Stirn in die Höhe schaute; im Weichen ihrer Augen spiegelte sich das Licht der Kerzen, ein rosiger Schimmer, der sich tiefer und tiefer färbt, flieg in ihre Wangen.

„Was dann?“

„Wenn man so alt ist wie ich“ — warf sie leicht und wie sich selbst beruhigend hin.

„So jung sind Sie ja!“ versetzte er heftig. „So jung!“

— Und nie gewünscht? Nie gewünscht!?“

Da sah sie, zusammenschauernd, ihn plötzlich an.

„Gewünscht? Gefürchtet höchstens —“

Sie schwieg erschreckt vom eigenen Wort, das mit verätherischem Ton noch in der Luft zu schweben schien. Und erschrocken starrte auch Grabaus sie an, auf deren Wangen die heiße Röte jetzt einer tiefen Blässe wich. Gleich darauf stand sie auf und ging hinaus. Lange Zeit schien zu vergehen, ehe sie zurückkehrte.

„Mein Mann hat ausgeruht. Gleich wird er kommen,“ sagte sie in unbefangenen Ton.

Dann aber saßen sie stumm versunken und hatten beide das Gefühl, in diesem Schweigen einander alles zu verraten.

„Sie gaben mir die Erlaubnis, Ihnen zu schreiben, gnädige Frau, und fügten lächelnd hinzu: „Falls Sie Zeit und Lust haben“. Wenn aus diesem Lächeln nur nicht Verstärkung wird beim Empfang dieses langen Briefes. Aber was tut das? Es gibt Dinge, die man schreiben muß und schreiben würde, auch wenn man wüßte, daß der andere sie nicht liest.“

„Ich wohne im selben Hotel das mir damals so lieb geworden ist, sitze in demselben kleinen, schmalen Zimmer. Zu mir herauf tönt der gewohnte Lärm. Es ist dasselbe Berlin. Und doch — alles ist absolut anders.“

„Als ich vor zwei Monaten hierher kam, lag ein ge-

heimlichster Glanz über der ganzen Stadt wie die Ahnung eines nahen Glückes. Ein Stern blinkte über mir, dem ich unbewußt nachging. Ich war so froh, und alles, was ich ansah, war verklart. Aber jetzt, wo ich weiß, daß ich Sie hier nicht finden werde, sehe ich alles in seiner wahren Gestalt. Und jetzt ist mein Eindruck: diese Stadt ist ein Monstrum. Etwas Schreckliches. Feineren, menschlicheren Geschlechtern nach uns wird sie vorkommen wie uns die Riesenungeheime aus einer barbarischen Periode der Mutter Erde, wie die Atlantosauren und — ich weiß nicht, wie sie alle heißen, diese Fleischkolosse, diese gefräßigen Ungeheime ohne Seele. Ach, wenn damals die Seele ein nicht mal geahnter Traum war, so ist sie heute ein fast vergessener Mythos geworden. In diesen Tagen ist mir plötzlich aufgegangen, was es eigentlich mit dem herrschenden Materialismus auf sich hat. Bisher hatte ich darüber gelacht, die Klage darüber für ein Geschwätz neidischer Pfaffen gehalten, die jammern, weil der hellere Blick des modernen Menschen ihren blauen Dunst durchschaut. Ich hatte mich gefreut, daß der Mensch mit jedem Tage mehr Herr wird der Erde. Aber nun ist mir aufgegangen: in dem Maße als wir die Dinge beherrschen, beherrschen die Dinge uns. Der Mensch ist erdrückt, erstickt von den Dingen. Er ist der Sklave dessen, was er hervorgebracht hat. Der menschliche Geist ist wertlos geworden, er wird verachtet und verachtet, sobald er sich nicht kundgibt in greifbaren äußeren Resultaten. Ich war in einer großen Gesellschaft. Zufällig traf ich einen alten Freund, der mittlerweile Bankdirektor geworden ist. Er lud mich ein zum Mittagessen, wie auf der Karte stand. Ich dachte ihn und seine Frau zu treffen. Aber die beiden sah ich kaum in dem Gewimmel der Menschen. Alle in Frack, in großer Toilette. Ich war befremdet, verstimmt. Aber das hat meine Augen hell gemacht. Welch eine Pracht, welch eine Fülle von Licht, welch ein Drängen und Wogen. Aber wenn ich Ihnen wiederholen sollte, wovon man sprach in den Gruppen, denen ich mich als stummer Außenstehender zugesellte. — Meine Nachbarin bei Tisch war eine alte Dame, nicht schön, aber dafür auch nicht so hohl wie die anderen. Ich fragte sie, ob das überall so sei? Sie verstand mich gleich und erwiderte: „Überall. Die Männer sind müde, ihr Hirn ist erfüllt von Haufe und Baiffe, von Geld und Geschäft. Die Frauen sitzen verlangend und angeödet da.“ — Ach, gnädige Frau, da dachte ich an unseren Besuch im Tiefurter Schloß, in Schillers Haus. Da wohnten Könige des Geistes in engen Hütten, und hier machen geistige Bettler sich breit in hohen Palästen. Dort herrschte Licht und Glanz und frohe Wärme, hier aber war es kalt und finster trotz allen elektrischen Lichtes. Nie war ich so glücklich wie diesen Abend, ein armer Teufel zu sein und alle Aussicht zu haben, daß ich einer bleibe.

„Was du besitzt, besitzt dich. Schaffen Sie sich einen neuen Gut an, gleich sind Sie die Sklavin dieses Gutes. Sie gehen spazieren, es fängt an zu schneien — wie lustig wirbeln die Flocken, wie erfrischend bläst der Wind — aber der Gut verträgt keine Nässe, und geschwind schlüpfen Sie in eine dumpfe Droschke. Nicht Sie! Nicht Sie! Sie haben mit königlichem Gleichmut sich ein seidenes Kleid verregnen lassen, weil das Gespräch, das wir führten, Sie interessierte.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Neues über die Abstammung des Menschen.

In einem der letzten großen Berliner Kriminalprozesse war viel von Blutuntersuchungen die Rede, und zwar besonders von einer Untersuchungsmethode, die von dem Greifswalder Biologen Professor Dr. U h l e n h u t h herrührt. Ueber diese Methode heißt es in einem Erlasse des preussischen Justizministeriums, sie ermögliche, „die Art des zu untersuchenden Blutes festzustellen und namentlich Menschenblut mit Sicherheit von Tierblut zu unterscheiden. Bei der Behandlung des zu untersuchenden Blutes mit Serum aus dem Blute von Kaninchen, denen zuvor Blut anderer Tiere oder Menschenblut eingespritzt war, ergeben sich bestimmte Erscheinungen, wenn das zu untersuchende Blut von derselben Art ist, wie das zuvor dem Kaninchen eingespritzte. Es kann deshalb jede Art Blut, wenn das entsprechende Serum angewendet wird, bestimmt werden.“ Ein Gutachten der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen bestätigt dazu, „daß kein Zweifel mehr darüber bestehen kann, daß diese neue biologische Methode in der Mehrzahl der Fälle mit großer Sicherheit gestattet, Menschenblut von Tierblut, Blut

verschiedener Tierarten zu unterscheiden“. Kommt danach dieser Blutuntersuchungsmethode in gerichtsarztlicher Beziehung großer Wert zu, so hat neuerdings das Uhlenhuthsche Verfahren weit darüber hinaus wissenschaftlich eine außerordentliche Bedeutung dadurch erhalten, daß es uns augensichtlich den unumstößlichen Beweis für die Blutsverwandtschaft zwischen Mensch und Affe erbringt.

Es dürfte angebracht sein, das Uhlenhuthsche Verfahren hier vorerst in Kürze zu erläutern. Es knüpft an die Bekanntheit des Diphtherie-Heilserums an. Dieses Heilmittel ist bekanntlich das Blutserum von Pferden, die mit dem von den Diphtherie-Bazillen erzeugten Gifte vorbehandelt sind. Das Tier überwindet das Gift, das ihm zuerst in ganz kleinen, dann immer größeren Mengen eingespritzt wird, durch Erzeugung eines Gegengiftes. Ähnliche spezifische Gegengifte bildet das Blut des Tierkörpers auch nach Einspritzung anderer tierischer und pflanzlicher Gifte (wie z. B. Schlangengift, Croton u. s. f.) In dem Blutserum von Tieren, die derart vorbehandelt wurden, hat man nun drei Stoffe nachweisen können: solche, die die betreffenden Bakterien zusammenhalten; solche, die jene töten und auflösen, und endlich solche, die zu den Bakterien zugesetzt, einen Niederschlag, eine sichtbare Abcheidung erzeugen. Dem französischen Forscher Vordet verdanken wir die Beobachtung, daß ganz ähnlich sich drei Stoffe in dem Blutserum solcher Tiere bilden, die statt mit einer Bakterienaufschwemmung mit einer Aufschwemmung von Blut behandelt sind. Auch hier finden sich Stoffe, die die Blutkörperchen — unser Blut besteht bekanntlich aus den (roten und weißen) Blutkörperchen, dem Blutfaserstoff oder Fibrin und dem Blutserum, einer gelblichen, gleichfalls eibeisreichen Flüssigkeit — zusammenhalten, solche, die sie auflösen und solche, die das Bluteiweiß abheben. Uhlenhuth behandelte nun zunächst Kaninchen mit einer Hühnereiweißlösung, die in die Bauchhöhle eingespritzt wurde, und konnte den Nachweis erbringen, daß das Blutserum so vorbehandelter Kaninchen, dem Eiweiß von Hühnereiern zugesetzt, und selbst wenn dieses Eiweiß stark verdünnt (1 Gramm auf 100 Liter Wasser) ist, stets einen Niederschlag erzeugt, aber stets auch nur gerade mit Hühnereiweiß, und nicht mit dem Eiweiß von Eiern anderer Vogelarten. Er ging dann weiter und behandelte die Versuchskaninchen in der angegebenen Weise mit Hühnerblut und konnte wiederum konstatieren, daß das Blutserum so vorbehandelter Kaninchen nur beim Zusatz einer Hühnerblutlösung einen Niederschlag gab. Die Versuche wurden weiter ausgedehnt, man behandelte die Kaninchen mit Hundes-, Schweine- und Katzenblut und erhielt immer wieder ein Serum, das nur mit der betreffenden, zur Einspritzung benutzten Blutlösung einen Niederschlag gab und also eine sichere Unterscheidung dieser von anderen Blutarten gestattete. Dasselbe Resultat ergaben die Experimente mit Menschenblut.

Schon bei seinen Versuchen mit dem Eiereiweiß verschiedener Vogelarten fand Uhlenhuth, daß das Blutserum eines mit einem bestimmten Eiereiweiß vorbehandelten Kaninchens auch in dem Eiereiweiß nahe verwandter Vogelarten einen Niederschlag gab. Dieselbe Beobachtung machte er dann beim Studium der Unterscheidung verschiedener Blutarten und kam so auf die naheliegende Idee, seine Untersuchungsmethode (die sogenannte „biologische Reaktion“, (Reaktion heißt in diesem Sinne das Entstehen eines Niederschlages) zum Studium der verwandtschaftlichen Beziehungen der Tiere zu benutzen. Er stellte fest, daß das Serum eines mit Pferdeblut vorbehandelten Kaninchens einen wenn auch schwachen Niederschlag in Eselblutlösung gibt, das Serum eines mit Hammelblut behandelten Kaninchens einen ziemlich starken Niederschlag auch in Ziegenblut, einen bedeutend schwächeren auch in Rinderblut gibt.

Diese Resultate der Uhlenhuthschen Versuche, diese Studien über „Verwandtschafts-Reaktionen“, sollten nun von außerordentlicher Bedeutung für die Frage der verwandtschaftlichen Beziehungen der Tiere werden. Eine ganze Reihe von Forschern setzten neben Uhlenhuth die Versuche weiter und weiter fort, und, allen voran, gelang es dem Engländer Ruttall, den unwiderleglichen, sichtbaren Beweis für die Blutsverwandtschaft zwischen Menschen und Affen, im besonderen der sogenannten Menschenaffen zu erbringen. Ruttalls Untersuchungen erstreckten sich auf 900 Blutarten, mit denen er 16 000 Versuche machte. Er berichtet darüber in einem kürzlich in Cambridge erschienenen Werke.\*)

Um die Ergebnisse der Ruttallschen Versuche richtig würdigen zu können, dürfte es zweckmäßig sein, vorerst einen Blick auf die Stellung zu werfen, die die zoologische Wissenschaft dem Menschen und Affen auf Grund ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen im System antweist. Ueber die Zugehörigkeit des Menschen zur Klasse der Säugetiere hat sich, seit Linné 1735 sein grundlegendes „System der Natur“ schuf, niemals ein Streit erhoben, wohl aber haben erbitterte Kämpfe sich um den Platz erhoben, den man dem Menschen in einer der Säugetier-Ordnungen antweisen sollte. Cuvier schuf für den Menschen die besondere Ordnung der „Zweihänder“ im Gegensatz zu den Affen als „Vierhänder“, und obgleich der englische Anatom Huxley (1863) den unanfechtbaren Nachweis führte, daß in Wahrheit auch die Affen echte Zweihänder

\*) Anmerkung: Ich folge in meinem Berichte den Darlegungen Uhlenhuths in dem „Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie“.

sind, haben doch zahlreiche Systematiker — es sind freilich größtenteils „Schulbuch-Systematiker“ — die veraltete, unwissenschaftliche Eubierische Einteilung bis zum heutigen Tage beibehalten. Der französische Anatom Broca hat leider nur zu recht, wenn er schreibt: „Der Ehrgeiz, einer der herbvorstehendsten Züge unserer Natur, hat in vielen Geistern den Sieg über das Zeugnis der nüchternen Vernunft davongetragen. Der „König“ unseres Planeten gefällt sich in der Vorstellung, das elende Tier, das seinen Launen unterworfen, habe nichts mit seiner eigenen Natur gemein. Die Nachbarschaft des Affen ist ihm lästig; es genügt ihm nicht, die Krone der Lebewesen zu sein. Er will, daß ihn eine unermessliche, unüberbrückbare Kluft von diesen Lebewesen scheide, und so liebt er es, seine bedrohte Majestät in die nebelhaften Regionen des „Menschenreiches“ zu schieben.“ Aber soviel auch die oben charakterisierten Systematiker dagegen zeteren, die ehrliche Wissenschaft kann nicht umhin, dem Menschen nur den Rang einer Familie innerhalb der Affenordnung zuzuerkennen. Diese Affenordnung selbst scheidet die Systematiker heute zunächst in zwei natürliche geographische Abteilungen: die Ostaffen oder Affen der alten Welt, Schmalnasen (mit 32 Zähnen wie der Mensch), und die Westaffen oder Affen der neuen Welt (Amerika), Plattnasen (mit 36 Zähnen). Die Familie der Ostaffen zerfällt weiterhin in zwei Unterfamilien: die Menschenaffen (Gibbon, Orang-Utan, Schimpanse und Gorilla) und die Hundsaffen (Meerkatzen, Babiane, Schlangaffen, Makaken). Die Westaffen scheiden sich in mehrere Unterfamilien: die Greifschwanzaffen, die Brüllaffen, Klammeraffen und die Schlaffschwänze. Etwas abseits und noch tiefer stehen die Krallenaffen. Ganz abgetrennt von den Affen werden heute die sogenannten Halbaffen oder Lemuren, die Linné freilich noch zu den echten Affen rechnete. Diese Systematik ist nichts anderes als der Ausdruck der von den Forschern auf Grund anatomischer Befunde angenommenen verwandtschaftlichen Beziehungen der Affen zu einander und mit dem Menschen, wie das Hädel in seinem Stammbaum des Menschen auch als erster klar ausgesprochen hat. Schon Huxley hatte dargetan, daß die anatomischen Verschiedenheiten, die den Menschen vom Gorilla und Schimpanse scheiden, nicht so groß sind wie die Unterschiede, welche diese „Menschenaffen“ von den niedrigeren Affen trennen („Huxleysches Gelegtes“ Hädels) und so haben wir, der modernen Systematik zufolge, in den Menschenaffen unsere nächsten lebenden Verwandten zu sehen.

Ruttall ging nun daran, mit Hilfe der Uhlenhuth'schen Methode diese obengeschilderten, von den Systematikern angenommenen verwandtschaftlichen Beziehungen nachzuprüfen. Er behandelte Kaninchen in der uns bekannten Weise mit Menschenblut, und das Serum dieses Kaninchens ergab, zu 34 verschiedenen Menschenblutarten hinzugefügt, in allen Fällen eine starke Reaktion, mochte es sich nun um das Blut von Regern, Indiern, Indianern oder Europäern handeln. Genau daselbe Serum wurde weiterhin in acht Fällen dem Blute von menschenähnlichen Affen (Orang, Gorilla und Schimpanse) hinzugefügt und ergab in allen Fällen einen fast ebenso starken Niederschlag wie in Menschenblut. Etwas schwächer wirkte auf dieses Serum das Blut der Hundsaffen und Meerkatzen. Von 36 verschiedenen Blutarten dieser Unterfamilie der Ostaffen gaben nur 4 eine volle Reaktion, in sämtlichen anderen Fällen trat erst nach längerer Zeit eine deutliche Trübung der Blutflüssigkeiten ein, kein wirklicher Niederschlag mehr. Bei 13 Versuchen mit Blutarten von Westaffen (Greifschwanzaffen) trat in keinem Falle mehr ein Niederschlag auf; es war nach längerer Zeit nur eine leichte Trübung zu erkennen. Das Blut von Halbaffen reagierte überhaupt nicht mehr. Uhlenhuth, der die Ruttallschen Versuche nachprüfte, will auch in Blutlösungen von Halbaffen noch nach geraumer Zeit eine gerade noch erkennbare Trübung wahrgenommen haben. Im übrigen ergab aber das Serum des mit Menschenblut vorbehandelten Kaninchens in keiner einzigen anderen tierischen Blutart einen Niederschlag.

Das muß, führt Uhlenhuth aus, für jeden wissenschaftlich denkenden Naturforscher ein absolut zwingender Beweis für die Blutsverwandtschaft zwischen Menschen und Affen sein. Und dieser Beweis ist vielleicht von allen bisher erbrachten Beweisen deshalb der verblüffendste, da man ihn jedem im Reagenzglas ad oculos demonstrieren kann. Ja auch über die näheren oder entfernteren Verwandtschaftsgrade, die zwischen dem Menschen und den einzelnen Affenarten bestehen, sagt die biologische Reaktion durch die Verschiedenheiten in ihrem Ausfall wichtiges aus und bestätigt die neuere Systematik und die Ansichten Darwins und Hädels in der glänzendsten Weise.

Falsch wäre es aber, aus den hier geschilderten Ruttall-Uhlenhuth'schen Untersuchungen den Schluß zu ziehen, daß der Mensch von den heute lebenden Menschenaffen abstamme; eine Schlußfolgerung, die die Gegner des Darwinismus den Darwinisten, die sie niemals ausgesprochen haben, zu Unrecht vorwerfen. —

Adolf Heilborn.

## Kleines feuilleton.

er. Vorberatung. „Ja, es ist eine schreckliche Not bei den Deuten,“ erzählte Frau Bankier Hendemann. „Der Mann lungenkrank, kann schon seit Monaten nichts mehr verdienen, die Frau wäscht und hat

Sichtknoten an den Händen, dabei vier kleine Kinder. Ich habe mir gleich gesagt, als ich davon hörte, es muß etwas geschehen.“

„Es muß etwas geschehen! Sehr richtig!“ stimmten die anderen Herrschaften zu.

„Hoffentlich bringt die Soiree recht viel ein,“ seufzte Frau Fabrikbesitzer Weinholt, „es geht mir immer durch und durch, wenn ich von soviel Elend höre.“

„Ja, die Armen!“ nickte Fräulein von Wangel.

„Nun, wir werden schon etwas einbekommen,“ begütigte Frau Hendemann. „Ich denke, nach Abzug aller Kosten werden immerhin sechszig bis siebzig Mark übrigbleiben.“

„Wenn wir den Saal voll bekommen,“ warf Frau Weinholt ein.

Die Dame mit dem schweren, schwarzen Seidenkleide und dem vertegenen Federhut, die bisher lässig in der Sofaecke gesessen, richtete sich auf: „Nun, wir werden ihn doch voll bekommen? Soll ich etwa vor einem halbleeren Saal singen? Das bin ich nicht gewöhnt und tu' ich nicht, das sage ich Ihnen gleich.“

„Aber nein doch, gnädiges Fräulein!“ Frau Hendemanns Gesicht wurde etwas rötlich. „Verehrteste, wir werden einer Künstlerin, wie Ihnen, doch so etwas nicht zumuten!“

„Es ist ja schon so liebenswürdig von Ihnen, daß Sie Ihren Namen und Ihre Kunst für unsere Sache hergeben wollen,“ flötete Fräulein von Wangel.

„O bitte,“ — die „große Künstlerin“ lächelte huldvoll — „es ist für die Armen! Für die Armen tue ich alles. . . . Wer steht denn sonst noch auf dem Programm?“

„Wir haben sehr gute Namen.“ Frau Hendemann nahm einen Zettel. „Da ist Fräulein Viola Odorata, die große Dichterin. — Dann Herr Meyer, der Geigenvirtuose. Frau von Müller-Berger, Sängerin aus Hannover, Frau Adelheid von Stetten, Pianistin, und . . .“

„Aber um Himmelswillen, das dauert ja bis halb dreizehn,“ wenn die alle rantommen sollen!“ sagte eine Stimme von der Tür her.

„Ach Herr Direktor! Frau Hendemann stürzte auf den Herrn zu. „Sie kennen Frau Weinholt noch nicht? Herr Direktor Lehmann vom Theater — der Name des Theaters erstarb in einem Gemurmel. „Der Direktor will die große Liebenswürdigkeit haben, unsere Soiree zu arrangieren und zu leiten.“

„Ah! Wie reizend!“ Eine Flut entzückter Ausrufe belohnte die große Liebenswürdigkeit.

Der Herr Direktor lächelte bezaubernd und nahm das Programm. „Sie haben wohl schon immer vorläufig entworfen? Was Viola Odorata soll als Erste erscheinen? Das ist unmöglich! Wir fangen mit Musik an.“

„Dann kommt die Dichterin nicht!“ sagte Frau Weinholt energisch. „Sie hat es mir nur unter dieser Bedingung zugesagt.“

„Unverschämtheit,“ sagte die große Sängerin, „wie kann man so unbescheiden sein! Mich haben Sie übrigens in den zweiten Teil gestellt, gnädige Frau. Wenn ich nicht in den ersten komme, spiel' ich auch nicht mit; so zurückstellen lasse ich mich nicht.“

„Aber nein doch!“ — Kein doch! Frau Hendemann wurde nervös. „Herr Direktor wird ja überhaupt alles erledigen. Bitte, Herr Direktor.“

„Wir müssen mit Musik beginnen,“ sagte der Herr Direktor.

„Das finde ich auch,“ rief die Sängerin, „wir müssen mit Gesang anfangen. Meine Arie aus Robert der Teufel . . .“

„Nein, wir müssen mit 'ner Overture anfangen, wenn schon Musik gemacht werden soll — rief Frau Weinholt. Overture, Viola odorata und dann meinetswegen Fräulein mit der Arie.“

„Das ist ja 'ne Albernheit mit der Viola odorata! Und so ver-rückte Toiletten wie die Person immer hat!“ Die Sängerin wurde gereizt.

„Aber sie stehen ihr,“ lächelte Frau Weinholt holdselig, „und das kann nicht jeder von seinen Toiletten sagen.“

„Was meinen Sie damit?“ Die Sängerin setzte sich in Positur. Bevor ihre Gegnerin indessen noch antworten konnte, wurde die Tür aufgerissen und ein langmähniger Jüngling stürmte herein: „Aber, Frau Hendemann, gnädigste Frau, in der Voranzeige unserer Soiree ist ja mein Name nicht erwähnt! Wenn mein Name nicht erwähnt wird, mache ich nicht mit!“

„O, ich bitte, Herr Meyer . . .“ Frau Hendemann stellte vor: „Herr Meyer, Geigenvirtuose . . . Natürlich wird doch Ihr Name genannt, Herr Meyer, ein Versehen, das unverzeihlich ist, aber nur ein Versehen liegt vor.“

„Na ja, sonst . . .“ Der Jüngling ließ seine Drohung unbollendet und warf sich in einen Sessel. „Haben Sie überhaupt für Presse gesorgt? Wenn keine Rezensenten hinkommen, trete ich zurück. Die Sache muß besprochen werden.“

„Das lassen Sie nur Frau Hendemanns Sache sein,“ rief Frau Weinholt, „die sorgt schon dafür, daß besprochen wird, was sie tut.“

„Ja — wie sich das anhört!“ Frau Hendemann warf der Sprecherin einen gereizten Blick zu.

„O, bitte!“ lächelte Frau Weinholt.

„Etwas veranstalten, das nicht besprochen wird — wär' ja auch 'ne Dummheit!“ Fräulein v. Wangel gähnte leicht.

„Finde ich auch,“ sagte die Sängerin trocken.

„Dazu veranstaltet man es doch nur,“ meinte Herr Meyer.

„Dann sind wir also einig!“ fiel der Direktor ein: „Zuerst

eine Dubelure, die spielt Herr Meher, dann die Dichterin, dann gnädiges Fräulein mit ihrer Krie, und die Uebrigen werden wir schon verteilen. . . . Was nehmen wir denn für einen Saal? . . . Den Beichsteinsaal? . . . Der ist aber sehr groß, der wird schwer vollzubekommen sein, jetzt nach der Saison . . .  
„Es werden ja 'ne Menge Freibilletts verteilt,“ beruhigte Frau Weinhof.

„Dann wird aber für die arme Familie nicht viel übrig bleiben. Und schließlich werden die Unkosten größer als die Einnahmen.“ Der Direktor lächelte etwas molant.

„Ja, soll ich vielleicht 'n gewöhnlichen Kneipsaal nehmen?“ fragte Frau Hendemann gereizt. „Das tu' ich nicht, das ist mir zu gewöhnlich. Was ich veranstalte, muß vornehm sein, und wenn nichts übrig bleibt, können wir uns nicht helfen; dann haben wir wenigstens den guten Willen gezeigt, etwas zu tun für die armen Leute.“ —

— **Stoff für ein gewagtes Lustspiel.** Der Korrespondent der „Frankf. Ztg.“ berichtet unterm 24. Mai aus Rom: Der „Ebreo Erranto“ schreibt im jüngsten Blatte Roms, dem Cittadino unter dem Titel „Die Geheimnisse des Beichtstuhls“: Dies scheint der Titel eines Sensationsromans, während es sich doch um ein Vorkommnis des täglichen Lebens handelt, das auf absoluter Wahrheit beruht. Sie müssen nämlich wissen, daß in einem kleinen Fleck Siziliens ein Pfarrer lebte, der durch eine Laune des Geschicks just daran Beschmad gefunden hatte, über seine Erfahrungen im Beichtstuhl Tagebuch zu führen. Eines Tages, gerade als er mit dem Apotheker Pharaos spielte, wurde er vom Schlage getroffen und fiel tot um. Bald darauf kommen die Erben. Sie haben es sehr eilig. Nun, eine Träne ist schnell geflossen und schnell getrocknet. Die Gefühlsseite des Trauerfalls war schnell erledigt. Der finanzielle Teil wurde noch schneller abgewickelt, das wenige Bargeld wurde eingekassiert, Haus und Weinberg verkaufte man, der Weinvorrat wurde ausgetrunken, die alte Magd durch einen leeren Händedruck abgesspeist, und alle Papiere wurden dem Spezereihändler überantworfet. Der neue Pfarrer kam, und als die ganze Gemeinde ihn „beschnüffelt“ hatte, kehrte der Stadtkassier zur Tagesordnung zurück. Aber bald kam das Papier des alten Pfarrers als Umhüllung von Schinken, Sardellen, Käse in den Verkehr. Der erste, der seinen literarischen Hunger mit diesem Einwickelpapier stillte, war der Apotheker. Er sah gerade beim Essen. Plötzlich rief er freudvoll aus: „Varmherziger Gott! Was sehe ich? Die Frau des Drogenhändlers hatte ein Techtelmechtel mit dem Leutnant der Karabinieri!“ — „Und die Lehrerin mit dem Amtsrichter,“ verlegte seine Ehefrau, die ebenfalls gelesen hatte. — Beide Gatten ließen das Essen stehen, kleideten sich schnell zum Ausgehen an und eilten in den Klub. Als die beiden Besucher eintraten, sanken sie vor Schred fast um. Der Besitzer des Hotels „Zu den drei Zitronen“ sprang dem Apotheker an den Hals und heulte: „Allo Du hast mir am Tage meiner Hochzeit Pharaosbarber in den Wermut gegossen!“ . . . „Schmuckfink!“ schrie die Frau des Gemeindearztes, welche die Frau Apotheker an den Haaren gefaßt hatte, „Du also hast meinen Mann stets bis so spät festgehalten!“ Und die vier Kämpfer rollten zur Erde. Uebrigens war der kleine Saal nur ein Kampfflag. Man mußte die Karabinieri holen, aber deren Wachmeister geriet seinerseits sofort in Wortwechsel mit dem Tabakhändler. Was in der nächsten Zeit vorfiel, laun ich kaum beschreiben. Der Amtsrichter mußte hundertunddreißig Klagen und eine Ohrfeige verdauen, die ihm der Mann der Elementarlehrerin verabreicht hatte, der Leutnant der Karabinieri wurde verlegt, der Apotheker ließ sich von seiner Frau scheiden, der Bürgermeister und alle Stadtverordneten mußten demissionieren, und einige Ehemänner ließen auf dem Grabstein ihrer verstorbenen Gattinnen die Worte „Treues Weib“ ausstrahlen. Wer aber den Frieden wiederherstellte, das war ein Advokat, der als Freidenker nie zur Weichte gegangen war. Er hielt einen Vortrag über die Freiheit des Gedankens, und zwar mit solchem Erfolge, daß ihn die begeisterte Gemeinde zum Bürgermeister wählte.“ —

**Aus dem Pflanzenleben.**

en. Die Entstehung der Blütenfarben. Die Botaniker sind durch ihre neuesten Forschungen zu der Erkenntnis gelangt, daß sich die große Mannigfaltigkeit der Blütenfarben in zwei Gruppen scheiden läßt, die in ihrer Entstehung sehr wenig mit einander gemein haben und als vorwiegende Bestandteile einerseits Gelb und andererseits Blau enthalten. Die Schattierungen werden durch die größere oder geringere Menge von Sauerstoff bedingt, die in den Geweben der Blüte enthalten ist. Beide Gruppen herführen sich in ihren Extremen, einmal durch die gelblichweißen neutrale grüne Farbe, sodann durch die rote, die sowohl ein Höchst- wie ein Mindestmaß des Sauerstoffgehalts darstellen kann. Die Gruppe der gelben Farben hat von De Candolle den aus dem Griechischen abgeleiteten Namen xanthisch, von deutschen Forschern die Bezeichnung oxydiert erhalten, die der blauen Farben die entsprechenden Namen cyanisch oder desoxydiert. Die erste Gruppe umfaßt Rot, Orangerot, Orange, Orangegelb, Gelb und Grängelb; die zweite Gruppe enthält Grünlichblau, Blau, Blauviolett, Violett, Rotviolett und Rot. Zwischen beiden Gruppen steht die dem Pflanzenreiche eigentümliche und, wie gesagt, als neutral zu bezeichnende grüne Farbe. Wenn die Blüten ihre Farbe wechseln, so geschieht das in der genannten Reihenfolge, indem eine Farbe in die

Nachbarfarben übergeht, aber immer nur innerhalb einer Gruppe. Die Blüten der bekannten Wunderblume, dieser aus Mexiko stammenden Pflanze z. B. entlehnen ihre Farben der oxydierten Reihe und gehen über von Gelb in Orange und schließlich in Rot; die des wilden Rosenstocks von Rotgelb in Rot. Die Blüten des als Unkraut in deutschen Aedern vorkommenden Steinsamens (Lithospermum) entlehnen dagegen ihre Farben aus der cyanischen Gruppe und verwandeln sich daher von Blau in Violett, die der Hortensie von Blaurot in Blau. Bei den verschiedenen Spielarten einer Pflanze können die Nuancen innerhalb einer Farbengruppe verschieden sein, aber es gelingt fast nie, eine Varietät zu züchten, deren Farben aus der entgegengesetzten Gruppe stammen wie die der übrigen Vertreter derselben Art. Von diesem strengen Gesetz, das für den Blumenzüchter von außerordentlicher Wichtigkeit ist, werden nur zwei Ausnahmen genannt, nämlich die Spazinthe, die trotz ihrer Zugehörigkeit zur cyanischen Gruppe auch gelbliche Farben aufweisen kann, und die Aurikel, die aus der xanthischen Reihe stammt, aber auch in eine Art von rötlichem Violett übergeht. In neuester Zeit hat die Gärtnerei noch einige weitere Beispiele zu diesen beiden Ausnahmen hinzugefügt, die aber wegen ihrer Seltenheit keine besondere Berücksichtigung verdienen. Eine Folge der Gültigkeit jenes Gesetzes ist zum Beispiel der Umstand, daß es zwar allenfalls gelungen ist, grüne Rosen zu züchten, daß aber noch nie jemand eine blaue Rose zu Gesicht bekommen hat. Blau und Gelb sind also die größten Gegensätze in den Blütenfarben, sie kommen selten bei den verschiedenen Vertretern in ein und derselben Gattung vor, noch seltener bei ein und derselben Art und sozusagen niemals an ein und derselben Blüte. Früher haben die Botaniker oft Fehler damit begangen, daß sie Arten mit gelben und blauen Blüten zu einer Gattung gerechnet haben. Zu den ausschließlich xanthischen Gattungen gehören die Eisenblumen, die Königsperzen (Verbascum), die Finger- und Gänsefüßler (Potentilla), die Ranunkeln usw.; zu den rein cyanischen die Flammenblumen (Phlox), das Immergrün (Vinca), die Blausterne (Scilla) u. a. Etwa in der Mitte stehen durch die vorwiegend rote Färbung der Blüten die Nachtkerzen (Oenothera) und der Sauerleee (Oxalis). Endlich schließen einige Gattungen Arten in sich, die nach ihren Blütenfarben in ausgeprägter Weise zu beiden Gruppen gehören, darunter die Gentianen der Eisenhut und die Leinpfflanzen. —

**Humoristisches.**

— **Kindermund.** Der „N.-Westf. Ztg.“ wird geschrieben: Der Lehrer fragt in der Schule: Wieviel Sinne hat der Mensch? Emil: sechs . . . Lehrer: falsch . . . Hans: neun . . . Lehrer: falsch . . . Ernst: elf . . . Den Lehrer verläßt die Geduld, er gibt Ernstchen einen Klaps und stellt ihn vor die Tür. Der zu spät kommende Heini findet den Freund weinend auf dem Korridor und erkundigt sich teilnehmend nach dem Grunde seiner Betrübniß. Ernst berichtet und sagt, daß der Lehrer die Anzahl der menschlichen Sinne wissen wolle. Heini: Das weicht du nicht? . . . fünf. Darauf Ernst: Ach — mit die paar geh' man gar nicht erst herein — mich hat er schon mit elf rausgeschmissen. —

**Notizen.**

- Ein Gustav Freytag-Denkmal ist am Sonntag in Wiesbaden enthüllt worden. —
- Ein Kongreß für die Reproduktion von Handschriften wird vom 21.—23. August in Lüttich stattfinden. —
- Richard Wallentin, der Oberregisseur des kleinen Theaters, tritt mit Schluß dieser Spielzeit aus dem Verband der Reinhardtischen Bühnen. —
- Im Kunstsalon Cassirer wurde eine neue Ausstellung eröffnet. Sie bringt Werke von Cézanne, van Gogh, Manet und Monet. Außerdem zwei Bilder von Arnold Böcklin. —
- o. Englische Schauspielerhonorare. Aus London wird berichtet: George Alexander wird im Herbst in Deury Lane eine wöchentliche Gage von 5000 M. beziehen, wenn er die Titelrolle in Hall Caines Melodrama „The Prodigal Son“ („Der verlorene Sohn“) spielen wird. Diese Wochengage von 5000 M. wird ihm für zwölf Wochen garantiert; die Gesamtsumme soll auf einer Bank deponiert werden, und nach der Erlaufführung ist der Schauspieler berechtigt, sofort das ganze Depot abzuheben, selbst wenn das Stück nicht so lange gespielt wird. Sollte das Stück länger als zwölf Wochen auf dem Spielplan bleiben, so erhält der Künstler für jedes weitere Auftreten die Summe von 5000 M. wöchentlich. Als die höchsten wöchentlichen Gagen, die große Schauspieler und Schauspielerinnen erhalten haben, werden folgende aufgezählt: Dan Leno 10 000 M.; Villian Russell 8000 M.; Bette Guilbert 5000 M.; Edwin Booth 6000 M.; Adelaide Ristori 6000 M.; Mme. Réjane 5000 M.; Signor Salvini 4000 M.; Coquelin 4000 M. Die Patti hat sogar 20 000 M. für einen einzigen Abend erhalten, und Jenny Lind bekam 100 000 M. wöchentlich, und zwar zehn Wochen lang, als sie in den sechziger Jahren zum ersten Male in „Castle Garden“ in New York auftrat. —